

Der Geschmack kommt von den Köpfen. «Das mag nicht appetitlich sein, aber so ist es nun mal.» Chus Martinez lacht über meine gerümpfte Nase, während sie die Geheimzutat ihrer Pastasauce verrät. Die Köpfe der Garnelen zerstösst man dafür im Mörser zu einem braunen Saft. Den mischt man mit einer Menge Knoblauch, etwas Olivenöl und frischer Tomatensauce. Das Ganze reduziert man mit einem Tick Weisswein, gibt die Pasta dazu, fertig. «Die Gambas sind nur Dekoration. Der Geschmack kommt von den Köpfen.» Na dann en Guete!

Wir treffen uns bei Martinez daheim in Kleinbasel. Sie führt uns durch ihre verwinkelte Wohnung, viel Grün, viel Kunst. Vor unserem Gespräch macht sie Matcha Latte. Löffel um Löffel des grünen Pulvers gibt sie in die Sojamilch. Nichts da Messerspitze. «So habe ich es in Tokio gelernt, alles andere ist Quatsch.» Das beste Matchapulver gebe es übrigens im hiesigen Chrüterhüsli.

Was macht die Kunst? Wir treffen Chus Martinez, Institutsleiterin an der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW in Basel.

Draussen lässt sich die Sonne blicken, Vögel zwitschern. Wir plaudern über Martinez' Ferienhaus auf Mallorca. Wie sie dort jeden Abend mit den alten Frauen des Dorfs zum Schwimmen geht. Dabei den neuesten Klatsch erfährt und mit den Damen Gymnastikübungen macht. «Was soll ich mit meinen Architektenfreunden an die coolen Strände gehen, das ist so viel besser!» Man sagt sofort zu, sie im Sommer dort zu besuchen. Und sieht sich schon über der Schwimmnudel hängend Rezepte für Croquetas austauschen. Dabei ist dieser Sommer coronabedingt unberechenbar.

Martinez leitet das Institut Kunst an der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW in Basel. Ihre Studierenden hat die 48-Jährige in den vergangenen Wochen meist via Bildschirm gesehen. Während des Lockdowns lancierte sie die digitale Plattform «Corona Kino», auf der Videos von Studierenden gezeigt werden, darunter ein Tutorial zum sicheren Sich-Naherkommen mit Fremden. Ausserdem sind Arbeiten von internationalen Kunstschaaffenden zu sehen, die das Thema Ozean aufgreifen. In eine ähnliche Richtung geht die Podcastserie «Corona Under the Ocean», die den Auswirkungen der Covid-19-Pandemie auf die Meeresforschung nachgeht.

Martinez ist klein und zierlich. Wenn sie etwas sagt, schnell und mit spanischem Akzent, wirkt sie zwei Köpfe grösser. Schaut man ihr beim energischen Rühren im Topf zu, fühlt man sich umsorgt. Man fühlt sich wohl bei ihr. Gerät ins Plaudern. Bevor Martinez nach Basel kam, war sie unter anderem Chefkuratorin des Museo Del Barrio in New York und leitete die kuratorische Abteilung der Documenta 13.

BOLERO Wie wichtig ist die Kunst gerade, was trägt sie zur aktuellen Situation bei?

CHUS MARTINEZ Kunstschaaffende sind keine reaktiven Menschen. Sie sind langsam, Antworten geben sie jetzt keine. Das finde ich genial. In vielen Teilen unserer Gesellschaft meint man genau zu wissen, in welche Richtung es geht. Diese Besserwisserei gibt es in der Kunst nicht. In ein, zwei Jahren wird sich zeigen, wie Covid-19 ihre Praxis beeinflusst hat. Welche neuen Ideen da kommen. Viele beginnen nun das Thema Einsamkeit zu reflektieren. Was wir gewinnen oder verlieren, wenn wir uns nicht mehr berühren. Mit meinen Studierenden habe ich mich darüber unterhalten, wie sich die Pharmazie entwickelte, was eine Impfung ist. Ein Teil der Krankheit, den wir uns einverleiben. Wir müssen das Virus akzeptieren. Wir können nicht nur defensiv gegenüber der Situation sein. In den Gesprächen mit den Kunstschaaffenden geht es oft um diese Koexistenz. Wie passen wir uns an?

...

Text LEONI HOF
Fotografie ANNE MORGENSTERN

PASTA- PLAUSCH



Chus Martinez trägt eine Kette der Italienerin Alessandra Rich, ihr Kleid stammt von der belgischen Designerin Sofie D'Hoore.

Extravagant und ohne Schnickschnack. So könnte man auch die Gastgeberin beschreiben.

BOLERO Was braucht es, um diese Ideen raus aus den Institutionen und rein in die Welt zu bringen? Wie haben wir alle etwas davon?

CHUS MARTINEZ Es braucht Ausstellungsräume und mehr Kunstschaffende in allen Institutionen unserer Gesellschaft. Könnte ich entscheiden, wären an jeder öffentlichen Schule einige. Damit bereits Kinder sich an ihre Anwesenheit gewöhnen. Kunstschaffende sehen die Welt anders als wir. Auch wenn sie Erfolg und Anerkennung wollen, so doch dafür, dass sie etwas zu dieser Welt beitragen. Es liegt an uns zu entscheiden, welche Beziehung wir zur Kunst haben wollen. Es muss nicht sein, dass man ständig in Ausstellungen geht oder Kunst auch nur mag. Nein! Die Beziehung kann auch eine prekäre sein. Wie mit dieser Tante, die man nicht ausstehen kann. Die aber nun mal die eigene Tante bleibt.

Schlägt aber gerade nicht eher die Stunde der Wissenschaft?

Es braucht beides. Einer der führenden Virologen New Yorks schreibt mir wöchentlich, wann er hier ans Kunstinstitut kommen kann. Wir arbeiten mit dem Max-Planck-Institut in Konstanz, dem Verhaltensbiologen Alex Jordan. Und ich spanne mit dem Tiefseebiologen David Gruber zusammen. Er hat gerade ein unglaubliches Forschungsprojekt bewilligt bekommen, mit dem er die Sprache von Walen erforschen will. Über was reden diese riesigen Säuger der Meere? Wir lieben die Forschung, wenn sie uns etwas bringt. Aber sobald Drogen den Impfstoff findet, haben wir seinen Namen vergessen. Ich bin ein Fan von Wissenschaft, dies ist die Zeit für eine gemeinsame Intelligenz. Lange sagte man: Die Wissenschaft hat die Lösung, die Künstler sind Bohemiens und trinken Rot-

wein. Aber die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sehen sich mehr als spekulative Denker. Auch sie wollen eine Welt mit neuen Bildern eröffnen.

Diese neuen Bilder finden vor allem online statt. Funktioniert Kunst überhaupt so?

Es ist eine Bereicherung, wenn du online von Menschen lernen kannst, die du sonst nicht treffen würdest. Technologien wie Augmented Reality können uns unglaubliche Erlebnisse bescheren. Aber nur, weil wir uns an die eigenen Erfahrungen erinnern. Das ist nicht ersetzbar. Je digitaler unsere



Welt wird, desto mehr brauchen wir haptische Materialien wie Keramik. Wir kompensieren ständig. Wie werden wir kompensieren, was uns gerade fehlt?

Durch Kuschelecafés?

Wahrscheinlich. In Spanien sagen sie, die Leute werden sich zur Begrüßung nicht mehr küssen. Vergiss es! Nur weil du dich einige Monate nicht küssen kannst, wirfst du nicht Hunderte Jahre an Geschichte weg. Die Menschen finden eben andere Arten, sich nah zu sein. Und die Schweizer sind gerade tatsächlich kuschelig wie noch nie.

Es wird viele Lockdown-Babys geben?

Das sowieso! Ich habe schon von einigen gehört. Vielleicht entdecken die Schweizer nun eine neue Nähe.

Was bleibt vom Social Distancing?

Ich hoffe nichts. Das hier ist etwas, das einfach passiert. Ich bin nicht religiös und nicht moralisch. Ich muss nach dieser Pandemie kein besserer Mensch werden. Was ist das Wichtigste im Leben? Freundschaft. Habe ich das erst jetzt entdeckt? Nein. Aber ich war in dieser Zeit eine militante Freundin. Ich war jeden Tag Freundin, habe SMS geschrieben, angerufen – ich hasse telefonieren – ich habe mich gekümmert. War nie faul. Freunde sind das Wichtigste in meinem Leben. Yes! Ohne Freunde wäre ich am Arsch. Ich habe viele männliche Freunde. In der Schweiz gibt es das nicht so oft zwischen Mann und Frau. Auch beim Arbeiten sind freundschaftliche Beziehungen wichtig. In den vergangenen Jahren hat man uns eingetrichtert, professionell zu sein. Wenn das bedeutet, neutral, distanziert zu sein, dann will ich das nicht. Wenn deine Mitarbeitenden auch nach Jahren keine freundschaftsähnliche Beziehung mit dir bilden können – vergiss es! Die Werte, die Freundschaft uns für das Leben lehrt, sind bessere als die, die Seminare und Coaches beibringen können.

Welche denn zum Beispiel?

Einem Konflikt nicht aus dem Weg zu gehen. In Spanien sind wir es gewohnt, uns unter Freunden die Meinung zu sagen. Lange dachte man, dass im Job andere Regeln gelten und Freundschaften eben nur Freundschaften sind, die zur Privatsphäre gehören. Da glaube ich nicht dran. Und für die junge Generation ist wesentlich, füreinander da zu sein. Man möchte wissen, mit welchen Menschen man es zu tun hat. Da wird nonstop über Fürsorge und Mitgefühl gesprochen. Und das überhaupt nicht zynisch. Ich war noch total geformt von meinen Professoren. Wenn ich über etwas wie Zuwendung sprach, lachten die mich aus: «Oh Schätzchen, du bist nun aber ganz schön weich ...» Aber nun müssen sie akzeptieren, dass sich die Zeiten ändern. Was für viele schwer ist. Viele finden es kitschig. Ich finde es den Hammer. Und wir sind noch ganz am Anfang.

nach, täglich vorherzusagen, wohin die Kunst geht. Ich konnte nur diese Geschichten schreiben.

Wie viel steckt da von Ihrer eigenen Historie drin?

Die Urgrosseltern sind tatsächlich an der Spanischen Grippe gestorben. Ich habe diese Geschichten ständig gehört. Mein Grossvater hat mir 1000 Mal davon erzählt. Meine Eltern kommen aus einem kleinen Ort in Galizien, Nordspanien. Ein sehr armes Dorf, die Leute leben vom Fischfang und dem Verkauf von Meeresfrüchten. In den Dreissigerjahren gingen viele nach Amerika, in den Vierziger- und Fünfzigerjahren in die Schweiz. Das war die einzige Chance zu überleben. Meine Mutter hat erst nach ihrer Hochzeit lesen und schreiben gelernt. Mein Vater schaffte es, einen Job im Hafen von Barcelona zu bekommen. Seit ich sechs war, lebte ich dort in einer kleinen Wohnung. Mit meinen Eltern, die sich sehr lieben, sie führen eine glänzende Beziehung, sind beide starke Persönlichkeiten. Ich ging auf eine öffentliche Schule, dann auf eine private für die Matura. Aber ich habe mich exmatrikuliert, weil ich mit den Leuten dort nichts zu tun haben wollte. Die waren mir zu posh. Meine Eltern unterstützten mich immer sehr. Sie verstehen überhaupt nicht, was ich mache, es interessiert sie auch nicht. Ich fand das immer befreiend, weil ich stets tun konnte, was ich wollte.

Beschäftigen Sie sich heute mehr mit Ihrer Familiengeschichte als früher?

No! Der Geschichte meiner Familie entkommt man nicht. Ständig bekommt man erzählt, wie arm wir waren. Quasi wie eine ...

«Dies ist die Zeit für eine gemeinsame Intelligenz.»

CHUS MARTINEZ, Institutsleiterin an der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW in Basel

«Eine Familie bekommt Kinder, nicht nur die Frau.»

CHUS MARTINEZ, Institutsleiterin an der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW in Basel

Saga. Ich nenne sie die Kartoffelsaga. «Wir haben damals immer nur Kartoffeln gegessen.» Und das ist auch okay. Ich schäme mich nicht dafür, woher ich komme. Im Spanien der Sechziger- und Siebzigerjahre gab es nur Armut, was an verschiedenen Umständen lag. Es ist auch nicht so, dass wir es verbockt haben. Wir haben auch diese Pandemie nicht schlecht gemanagt. Es gab einfach in Spanien sehr viele Fälle. Wir in Europa müssen aufhören, das als moralisches Vergehen anzuprangern. Das ist Rassismus.

BOLERO Spielen Geschichten in Ihrer Familie immer noch eine grosse Rolle? Erzählen Sie Ihrem Sohn welche?

CHUS MARTINEZ Nein, ich bin ein Desaster. Mein Sohn hat die Corona Tales gelesen, aber nichts dazu gesagt. Es ist ihm vielleicht zu nah. Mein Mann ist Schriftsteller, er erzählt bei uns die Geschichten. Wenn wir uns mit Freunden zum Abendessen treffen, reden wir meist irgendeinen Quatsch und lachen uns kaputt. Es geht dabei darum, den anderen eine gute Zeit zu geben. Spass zu verbreiten wird unterschätzt. Bei einem Abendessen zu sitzen und nur über Politik zu reden, über etwas Erwachsenes, ist mir fremd. Meine Freunde und ich sind nicht sehr erwachsen. Und werden es niemals sein. Der spanische Nationalsport an einem Samstagnachmittag ist Windowshopping. Das macht man, sobald man vierzehn ist, bis man stirbt. Es ist wie ein Ritual. Man schlendert durch die Läden, probiert Klamotten an, zieht

seine Freundin auf: «Schatz, denkst du wirklich, du bist noch zwanzig? Hast du keinen Rückspiegel, um dir deinen Hintern anzusehen?» Um sechs Uhr ist es dann Zeit für einen Kaffee, um halb acht für den Alkohol, da beginnt das Wochenende. Wir haben es einfach lustig. Das schweisst uns zusammen. Ich habe das Glück, alte Menschen zu kennen, die immer noch albern sein können. Man könnte über die Infantilisierung der Gesellschaft klagen – aber ja bitte, da bin ich dabei. Ich möchte, dass auch Kindern Respekt entgegengebracht wird. Vielleicht sind deren Methoden des Zusammenseins ja die richtigen?

Sie schreiben in Ihren Tales über die Wichtigkeit von generationenübergreifendem Miteinander, vom Zusammensein von Jung und Alt.

Diese ist uns gerade wieder sehr deutlich geworden. Und nun haben viele ältere Menschen Angst. Was wir respektieren müssen. Mit älteren Menschen zusammen zu sein ist unbezahlbar. Viele können viel freier sein im Kopf, als wir es können. Das ist für uns gesund. Ich liebe es auch, Zeit mit Kindern zu verbringen. Es ist genial, mit anderen Generationen zusammen zu sein. Die sich keinen Deut um deinen Kram scheren. So bist du gezwungen zu überlegen, was den anderen interessieren könnte, was der lustig findet, was ihm wichtig ist. Ich will nicht immer mit Leuten meiner Generation zusammen sein. Das ist langweilig.

Warum haben wir das hier verloren?

Früher gingen alle gemeinsam in die Kneipe. Die Spanier machen das heute noch so. Und die Italiener. So sind sie zusammen krank geworden.

Du gehst in eine Tapas-Bar, da sind Zwanzigjährige, Fünfzigjährige, Achtzigjährige zusammen. Selbst in der Disco gibt es ein paar Leute über siebzig, die dort den Spass ihres Lebens haben. In Spanien treffen sich die Generationen. Beim Essen sind die Eltern dabei, die Grosseltern, die Kinder und deren Freunde. Ausserdem ist es dort so: Wenn du als Frau das Glück hast, einen Job zu bekommen, lässt du dich von nichts davon abhalten. Denn das bedeutet Freiheit, Autonomie, Souveränität. Mein Vater sagte immer: «Wenn dich ein Mann vom Arbeiten abhalten will, wirf ihn raus. Schmeiss nicht deine Rechte weg.» Die Grosseltern schauen also auf die Kinder, um der Frau den Arbeitsplatz zu sichern. Das ist tief verankert im Bewusstsein der Menschen. Man weiss, dass es Frauen im Berufsleben für die Entwicklung der Gesellschaft braucht. Sonst enden wir in einem Bürgerkrieg wie in den Dreissigern. Also bringen die Grosseltern die Kinder zur Kita, holen sie ab, leben mit den Familien. Durch diese Dynamik wurden alle krank.

Was fehlt, um diese Dynamiken zu entlasten?

Ich vermisste dort wie hier eine Debatte über die völlig lebensfremden Stundenpläne an den Schulen. Wie kann man als Eltern grosszügig sein, wenn man in seinem Alltag vor so komplexen logistischen Problemen steht? In Spanien sind es Traditionen, soziale Strukturen. Hier trauen sich gerade Mütter nicht zu sagen, wenn sie mal einen Tag für sich brauchen. Was werden die anderen sagen? Aber wer denn schon? Ist das vielleicht nur man selbst? Sind eure Mütter so anders als meine? Meine Mutter fragt immer: «Arbeitest du nicht zu viel? Hast du genug Freunde? Hast du genug Spass? Kochst du nicht zu viel? Kann es nicht auch mal eine Tiefkühlpizza

sein?» Wenn ich sie frage, ob sie mit mir ein Glas Wein trinkt, ist sie immer dabei.

Brauchen wir in diesen ernsten Zeiten mehr Humor?

Ich brauche das ständig. Sonst ist das alles doch nicht zum Aushalten. Aber ich erlebe es immer seltener, weil die Menschen Angst haben, jemandem auf die Füsse zu treten. Humor ist etwas, bei dem man im Training bleiben muss.

Sie meinen die Angst, nicht politisch korrekt zu sein?

Humor muss ja nicht auf Kosten von anderen gehen. Es kann auch etwas ganz Naives sein. Zynischer Humor ist das Schlimmste. Meine Freunde und ich, wir machen uns über uns lustig, das hält uns am Leben. Wenn meine Freunde etwa zu mir sagen: «Chus, hohe Schuhe sind nicht mehr in Mode. Aber bei deiner Grösse gibts keine Option. Vielleicht kannst du die hohen Hacken von der Steuer absetzen.» Uns verbindet diese Art von Humor.

Ihr Grossvater soll auch einen tollen gehabt haben. Er bat Sie auf dem Sterbebett, darüber an seiner Beerdigung zu sprechen.

Das war wirklich schwer für mich. Aber ich bin ihm ähnlich, kein anderer hätte das übernehmen können. Zur Beerdigung kamen Gott und die Welt. Mein Grossvater war so beliebt. Es war fast wie an einem Volksfest. Es gab sogar eine Soundanlage. Alle waren da und haben darüber gesprochen, was für einen Quatsch er manchmal von sich gab. Wir haben so gelacht und sein Leben zelebriert. Er war ein sehr humorvoller Mensch, hatte die Fähigkeit, immer das Gute zu sehen.

Und Sie sind auch so?

Eigentlich bin ich eher grumpy. Wie ein Gremlin. Eine Freundin erzählte mir neulich, dass sie ein pflanzliches Mittel gegen Gemütsschwankungen nimmt. «Welche Gemütsschwankungen?», fragte ich. «Bei mir schwankt nichts. Ich habe immer schlechte Laune.» Am Anfang haben sich wahrscheinlich alle im Institut gefragt, wer diese almódovarmässige, schlecht gelaunte Frau in den Sitzungen ist?

Macht freier im Kopf:
«Es ist genial, mit anderen Generationen zusammen zu sein.»

Durch Covid-19 mussten wir mehr arbeiten. Neue Gefässe entwickeln wie den Podcast, um in Interaktion mit der Gesellschaft zu kommen. Bei den Videokonferenzen waren wir alle gelb im Gesicht vor Anstrengung. Aber wir haben das gemeinsam durchgezogen. Meine Studierenden schöpfen Kraft daraus zu sehen, dass viele der Dozierenden fantastische Künstlerinnen und Eltern sind. Ich möchte die Leute einladen, sich mehr zu trauen. Sich zu verwirklichen. Frauen werden nicht Mutter und verlieren dadurch ihr Gehirn.

